

Evang. Sammlung in Württ. e.V.
Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
PVSt, DPAG, „Entgelt bezahlt“

E 47239

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



RUNDBRIEF 47

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

Welch Geheimnis ist ein Kind!

*Gott ist auch ein Kind gewesen.
Weil wir Gottes Kinder sind
kam ein Kind, uns zu erlösen.*

Welch Geheimnis ist ein Kind!

*Wer dies einmal je empfunden,
ist den Kindern
durch das Jesuskind verbunden.*

Clemens Brentano



Dezember 2009



Inhalt

Bildung für Ebenbildliche	<i>Hartmut Ellinger</i>	3
Der Schule oder dem Leben Raum geben?	<i>Werner Baur</i>	6
Bildung für Menschen – Menschenbilder?	<i>Ulrich Steinestel</i>	13
Schule - Bildung - Quo Vadis?	<i>Rolf Kaschub</i>	18
Missionarische Bildungsinitiative „Erwachsen glauben“ – oder: ein Leuchtfeuer zeigt seine Wirkung	<i>Maike Sachs</i>	22
Die Wehmutter	<i>Maria Hermann</i>	26
Buchbesprechung		29



Hartmut Ellinger



Bildung für Ebenbildliche

Liebe Leserin, lieber Leser,

über Bildung zu reden und sich darüber Gedanken zu machen, liegt im Trend. Keine Partei hat im zurückliegenden Bundestagswahlkampf dieses Thema unbesetzt gelassen. Mit die ersten konkreten Ergebnisse der Koalitionsverhandlungen der neuen Bundesregierung (die stattfinden, während diese Zeilen niedergeschrieben werden) kommen aus dem Bildungsbereich: 10% der Studierenden, so lässt die alte und neue Bundesbildungsministerin die staunende Öffentlichkeit wissen, die 10% nämlich, welche die Spitze der Leistungspyramide bilden, sollen monatlich 300 EUR erhalten. Eine Bildungsprämie zum Leistungsanreiz!?

Und nun auch ein „Rundbrief“ zu Bildungsfragen. Anlass war für den Redaktionskreis nicht so sehr, unbedingt tagesaktuell zu sein – obwohl sich dies bei diesem Thema kaum vermeiden lässt, wie einige der Beiträge in diesem Rundbrief zeigen. Motivierend war das Positionspapier zur Schulpolitik in Baden-Württemberg der beiden evangelischen Kirchen in Württemberg und Baden vom 26.09.2008 sowie die Frühjahrstagung 2009 der württembergischen Landessynode mit dem Schwerpunktthema zur aktuellen Bildungs- und Schulpolitik.

Soweit die Hintergründe dieses Rundbriefs, die den Verfasser dieser Zeilen veranlassten, sich gründlicher, als er es sonst getan hätte, am Begriff „Bildung“ zu bilden und mit ihren Inhalten und Zielen zu beschäftigen. Er fühlt sich nun „gebildet“, was die Bildung betrifft. Weniger persönlich: Bildung bezieht sich sowohl auf einen Prozess („sich bilden“) als auch auf das Ergebnis, seinen Endzustand („gebildet sein“). Im Ergebnis drückt sich ein bestimmtes Bildungsideal aus, das im Laufe des Bildungsprozesses angestrebt wird.

Auf meinen Notizzetteln finden sich u. a. diese „Lesefrüchte“: „Bildung bezeichnet die Formung des Menschen im Hinblick auf sein ‚Menschsein‘.“ „Bildung ist als Menschwerdung des Menschen zu verstehen.“ „Bildung ist ein lebensbegleitender Entwicklungsprozess des Menschen, bei dem er seine geistigen, kulturellen und lebenspraktischen Fähigkeiten und seine personalen und sozialen Kompetenzen erweitert.“ „Beziehungs- und Konfliktfähigkeit soll als Bildungsziel mit Vorrang etabliert werden.“ „Wissensvermittlung ist nicht der erste Zugang (zur Bildung). Es geht um Herzensbildung“. Ich breche hier ab, denke aber, dass deutlich geworden ist, dass z. Z. vor allem Politiker mit einem sehr verengter

Bildungsbegriff umgehen. Noch ein Eintrag aus meinen Notizen: „Wie nicht zuletzt die Diskussion um die Pisa-Studie zeigt, werden heute auch die allgemeinbildenden Schulen mit immer größerer Selbstverständlichkeit unter dem Gesichtspunkt der ‚Optimierung von Lernprozessen im Hinblick auf deren Relevanz für ökonomisch verwertbare Arbeit‘ bewertet.“

Die wenigen aufgeführten Sätze zeigen mir: Bildung bzw. Bildungsziele sind nicht so eindeutig, als dass sich nicht die Diskussion darüber lohnte, besonders wenn man den Eindruck gewinnen muss, dass Bildung nur noch unter dem Gesichtspunkt ökonomischer Verwertbarkeit gesehen und gefördert wird. Angefangen hat es einmal ganz anders.

Der Begriff Bildung geht auf einen spätmittelalterlichen Theologen und Mystiker, den Dominikanermönch Meister Eckhart zurück. Im Nachdenken der biblischen Aussage, „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde ...“ thematisiert er den Menschen mit seinem besonderen Verhältnis zu Gott. Der Mensch scheint als Subjekt auf, dem alle bildnerischen Bemühungen zu gelten haben. Meister Eckharts Bildungslehre ist wesentlich auf die Bildung des inneren Menschen bezogen. Freilich bedeutet das nicht ein kontemplatives Verharren in der Freiheit Gottes, sondern eine aktive Zuwendung zur Welt: Aufgrund der erfahrenen Bildung soll der Mensch zum praktischen Tun des Guten in der Welt angehalten werden. Das Erlebnis der Vereinigung mit Gott muss zu einer bewussten Hinwendung zur Welt und zur Weltgestaltung führen.

Gedanken, die in der heutigen Diskussion um Bildungsziele nicht verschwiegen werden sollten, zeigen sie doch, dass Bildungsziele immer mit bestimmt sind von einem Menschenbild, das - ausgesprochen oder unausgesprochen - zugrunde liegt.

Natürlich können wir nicht übersehen, dass die religiöse Begründung von Bildung wie bei Meister Eckhart in der Aufklärungsepoche und danach säkularisiert wurde. Nicht seine Gottesbeziehung liegt der Bildung des Menschen zugrunde, sondern seine Autonomie. (...) „Die praktische oder moralische (Erziehungslehre)“, so der Philosoph Immanuel Kant, „ist diejenige, durch die der Mensch soll gebildet werden, damit er wie ein frei handelndes Wesen leben könne. (...) Sie ist Erziehung zur Persönlichkeit, Erziehung eines frei handelnden Wesens, das sich selbst erhalten, und in der Gesellschaft ein Glied ausmachen, für sich selbst aber einen inneren Wert haben kann.“ Für Christen ist das m.E. nicht das letzte Wort über das Wesen und die Bestimmung des Menschen und damit auch über seine Bildung und die Bildungsinhalte.

Angesichts einer Bildungsdiskussion, in der die Frage nach dem gesellschaftlichen (und das bedeutet oft einseitig ökonomischen) Nutzen von Bildung und Bildungsmaßnahmen die Oberhand gewinnt über Bildungsinhalte, die die Menschenwürde und den Wert des Menschen betonen, sollten Christen davon nicht schweigen. Auch dass die Zeiten zunehmen, in denen Kinder und junge Menschen sich verpflichtend in Bildungseinrichtungen aufzuhalten haben, und was das z. B. für die

sogenannte „außerschulische Jugendbildung“, sprich: unsere evangelische Jugendarbeit bedeutet, sollten wir zumindest immer wieder diskutieren. Vielleicht lassen gesellschaftliche Entwicklungen wie die Berufstätigkeit beider Elternteile, oder Veränderungen der herkömmlichen Familienstrukturen (Ein-Eltern-Familien) gar nicht viele andere Möglichkeiten zu, aber darüber reden und nach alternativen Angeboten fragen muss dennoch möglich sein.

Dieser Rundbrief, liebe Leserin, lieber Leser, erreicht sie in der Adventszeit. Seine thematische Ausrichtung am Thema Bildung macht ihn gewiss nicht zu einem „typischen“ Weihnachtshäft, das uns auf das dritte kirchliche Hochfest Weihnachten einstimmt. (Wenn sie ob dieser Zahlenangabe stutzen: das ist beabsichtigt. Vergessen Sie auch an Weihnachten nicht Ostern und Pfingsten!)

In gewisser Weise lässt sich das Bildungsthema doch auch mit Weihnachten verbinden, besonders wenn man sich an die Herkunft des Bildungsbegriffs von Meister Eckhart erinnert. Den Menschen „bildet“, dass er nach dem Bild Gottes geschaffen ist. Bilden wird verstanden als gebildet werden durch Gott, nach dem Abbild Gottes. Es ist nicht die Aufgabe des Menschen, sich zu bilden. Der Prozess wird von außen an den Menschen herangetragen.

Das Abbild Gottes, nach dem hin sich der Mensch „bilden“ soll, hat für uns Menschen Gestalt angenommen in der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, die wir an Weihnachten feiern. Jesus Chri-

stus, in seiner Geburt, seinem Leben, Leiden und Sterben das Bild Gottes für uns und unter uns, gibt uns als Christen damit auch das Bildungsziel vor, dem wir nacheifern sollen. Meister Eckhart: „Aufgrund der erfahrenen Bildung soll der Mensch zum praktischen Tun des Guten in der Welt angehalten werden.“ Und ganz konkret Paulus, für den das Handeln des Mensch gewordenen Christus: „Er, der in göttlicher Gestalt war ... entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt“ Vor-Bild für seine Nachfolger werden soll: „Seid unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft mit Jesus Christus entspricht“ (Phil 2,6f u. 5).

Ist das nicht das Bildungsziel, das wir immer wieder in die Bildungsdiskussionen mit einbringen sollten fragt Sie, mit freundlichen Grüßen

Ihr



Werner Baur



Der Schule oder dem Leben Raum geben?

Warum wir uns als Kirche und als Christen in die Bildungsdebatte einmischen sollten!

1. Nicht nur Schule unter Druck

Auch die aktuelle Wirtschaftskrise konnte das gesellschaftliche Megathema „Bildung“ nicht verdrängen. Im Gegenteil, Erwartungen, Anstrengungen, Ängste und Fokussierungen auf das System Schule haben sich verschärft. In einem Atemzug werden Erziehung und Bildung mit der Zukunfts- und der Wettbewerbsfähigkeit unseres Wirtschaftsstandortes Deutschland genannt und mit den persönlichen Lebensperspektiven des Einzelnen in Beziehung gesetzt. Verunsicherung und Angst machen sich bei Eltern, Schülern und Lehrkräften breit und das an einem Ort, an dem junge Menschen ihre Talente und Gaben entdecken und sich fordern lassen sollen, an dem Interesse geweckt,

mit der Neugierde fragender Kinder gearbeitet, Fähigkeiten und Fertigkeiten eingeübt, das Miteinander praktiziert werden sollen. Warum nur sind gerade Schulen der Ort für so schreckliche Amokläufe wie in Erfurt oder Winnenden. Warum nur nimmt der Druck, der Stress, die Angst im Zusammenhang mit Schule immer mehr zu. Auch konzeptionelle Entwicklungen, bildungspolitische Debatten und politische Entscheidungen spiegeln etwas von der Sorge um die Zukunft der Bildung und dem gewaltigen Erfolgsdruck wieder. Haben wir die Geister, die wir riefen, am Ende nicht mehr im Griff? Was haben sie aus- und angerichtet die internationalen Vergleichstests, die Messinstrumente der Evaluation, der Wettbewerb der Schulen? Wettbewerb belebt nicht nur das Geschäft. Wettbewerb produziert auch Verlierer. Verlierer sind im Bildungssystem zwar nicht beabsichtigt – ganz im Gegenteil – aber bittere Realität. Wer vorschnell urteilt, macht es sich zu einfach. Schuldzuweisungen weisen keinen Weg. Aktionismus erhöht den Druck und führt zu noch mehr Beschleunigung in einer schnelllebigen, ja kurzatmigen Zeit, in der nicht nur in der Schule um Nachhaltigkeit gerungen wird. Sollte Friedrich Nietzsche Recht haben? Er hat schon zu seiner Zeit festgestellt, dass Bildung abnimmt, weil die Hektik täglich größer

2. Evangelische Landeskirchen in Baden-Württemberg positionieren sich

Mit einem gemeinsamen bildungspolitischen Positions- und Diskussionspapier und einer akzentuierten synodalen Entschließung haben sich die Kirchenleitungen in Baden und Württemberg in der aktuellen bildungspolitischen Debatte zu Wort gemeldet. „Freiheit, Gerechtigkeit und Verantwortung“ ist ein Positionspapier, das zur Auseinandersetzung, zum Nachdenken, zur Diskussion anregen und herausfordern will. Als Broschüre gedruckt sind Positionspapier und Synodalschließung über den Oberkirchenrat erhältlich oder als Download auf der Homepage des Dezernats Kirche und Bildung abrufbar. www.kirche-und-bildung.elk-wue.de/cms/startseite/religionsunterricht-schule-und-bildung In der emotional und ideologisch aufgeladenen Diskussion sind nicht nur Meinungen, sondern begründete Positionen gefragt. Das Schwierigste in Diskussionen ist nicht, den eigenen Standpunkt zu verteidigen, sondern ihn überhaupt zu kennen. Als Christen sind wir in unserer Verantwortung und Mitverantwortung für diese unsere Gesellschaft gefragt, wenn es um die Frage nach dem Stellenwert

von Erziehung und Bildung, wenn es um die Bildung des Menschen geht. Was haben wir zu sagen? Was ist unser Beitrag zu diesem wichtigen Thema? Als Christen orientieren wir uns an dem, was aus der Perspektive des Evangeliums zur Bildung des Menschen zu sagen ist. Damit bringen wir uns ein, in die öffentliche Debatte und in das Ringen um zukunftsfähige Entwicklungen im Bereich Schule, in die sich zuspitzende Diskussion um die Standortfrage kleiner Hauptschulen und den Erhalt vitaler Gemeinwesenstrukturen. Zu einer attraktiven Kommune und ihrer Infrastruktur gehören örtliche oder ortsnahe Bildungseinrichtungen wie Kindertageseinrichtung und Schule. Trotz vielschichtiger Interessenslagen und gesellschaftlicher Erfordernissen, Bildung darf nicht funktionalisiert und nicht zweckverwendet werden – auch nicht von der Kirche. Bildung ist ein Menschenrecht und eine Pflicht der menschlichen Gemeinschaft.

3. Was ist der christliche Diskussionsbeitrag zur aktuellen Bildungsthematik?

Zum Wesen unseres Menschseins gehören die Erziehungs- und Bildungsbedürftigkeit und die bleibende Bildungsfähigkeit eines jeden Menschen. Mit unseren Kindern sind uns Geschöpfe Gottes anvertraut – unverwechselbar, einzigartig, großartig – nicht weniger! Sie sind auf Beziehung, auf ein Gegenüber angewiesen, auf Struktur, auf die Erfahrung gebraucht zu werden, auf die Chance immer wieder neu anfangen zu können, auf Hoffnung, die trägt. Was für eine Verantwortung! So grundlegend wichtig und



entscheidend das familiäre Umfeld für die Erziehung ist, so bedeutend und gewichtig der Kindergarten und die Schule sind, gebildet werden wir Menschen auch durch Haltungen und Einstellungen, durch den Geist oder Ungeist einer ganzen Gesellschaft.

Gemeinsam müssen wir uns die stauende Frage des Psalmisten „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und dich seiner annimmst?“ (Psalm 8) gefallen lassen und beantworten. Was ist der Mensch? Wie werden wir seiner Einzigartigkeit und Unterschiedlichkeit gerecht? Was liegt an uns, dass ein junger Mensch seiner Bestimmung gerecht werden kann? Was liegt an uns, dass er beziehungsfähig wird, zu sich selbst, zu seinem Nächsten, zu einer Umwelt, zu Gott? Was liegt an uns, dass er die Freiheit zum Leben erfahren kann und zur Selbstverantwortung gegenüber Menschen und Gott befähigt wird?

Bildung ist mehr, viel mehr als der viel zitierte Dreiklang von Schulreife, Ausbildungsreife und Berufsreife. Wer sagt heute deutlich und vernehmbar, dass Erziehung und Bildung nicht der Weg zu menschlicher Vollkommenheit ist, sondern die Menschenbildung den Umgang mit menschlicher Unvollkommenheit und Vergänglichkeit, Fehler- und Schuldhaftigkeit bewusst umfasst und „bedenken“ lehrt.

Erziehung und Bildung sind Prozesse, die im Letzten für Eltern und Lehrkräfte unverfügbar bleiben. Gerade dies müssen wir als Christen in einer Welt, in der der Geist der Machbarkeit regiert, immer wieder in Erinnerung bringen. Bei aller Erziehungsbedürftigkeit des Menschen, wir bleiben als Menschen erlösungsbedürftig. Diese Erlösungsbedürftigkeit lässt sich durch keine auch noch so große oder

fromme Erziehungs- und Bildungsanstrengung überwinden. Oder anders gewendet, so wie das Ungeborene sich nicht erst zum Menschen, sondern als Mensch entwickelt, so bleibt der Mensch – was immer er getan hat – Mensch, verantwortlich und auf Antwort wartend, auf das befreiende Wort wartend, das er sich nicht selbst sagen kann. Es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit gegenüber jungen Menschen, ihnen Horizonte der Hoffnung, Perspektiven des Lebens zu eröffnen. Bildungsanstrengungen und Bildungsbemühungen - und seien sie noch so umfassend und teuer – die dies nicht einlösen, bleiben hohl und leer. Zur Bildung gehört nicht nur die Sprache, die Wirklichkeit beschreibt, sondern das Wort, das eine Wirklichkeit schafft, in der und mit der ich trotz allen Schwierigkeiten leben kann.

4. Vom Recht auf Bildung und der Rechenschaftspflicht der Bildungsverantwortlichen

In Artikel 11, Abs.1 unserer Landesverfassung heißt es: „Jeder junge Mensch hat ohne Rücksicht auf Herkunft oder wirtschaftliche Lage das Recht auf eine seiner Begabung entsprechende Erziehung und Ausbildung.“ Dieser Artikel unserer Landesverfassung ist nicht mit der Festschreibung einer mehrheitsfähigen Schulstruktur als für alle Zeit erledigt abzuhaken. Das Recht eines jeden jungen Menschen auf Förderung seiner Begabung ist tägliche Aufgabe und Verantwortung von Eltern, Erzieherinnen und Erziehern, von Lehrkräften, von Ausbilderinnen und Ausbildern in Betrieben. Zu Aufgabe und Verantwortung gehört die Pflicht, immer wieder neu Rechenschaft zu geben.



Beiden gehört unsere gesamtgesellschaftliche, wertschätzende und interessierte Aufmerksamkeit, den jungen Menschen und denen, die in unmittelbarer Bildungsverantwortung stehen. Beide brauchen unsere Unterstützung, Beratung und Begleitung, eine gesellschaftliche Wertschätzung ihrer Arbeit. Schule braucht keine Besserwisser und auch keine ständig neuen Appelle, dass sie besser werden müsse, wenn nicht alles schlechter werden soll.

Wir brauchen eine gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Erziehungs- und Bildungsauftrag in einer sich schnell verändernden Welt – möglichst frei von ideologischen Verdächtigungen und Unterstellungen und in einen Raum, in dem Ängste und Befürchtungen offen formuliert und wahrgenommen werden können. Wir müssen die Frage klären, welche Aufgaben der Schule heute zukommen und in welchen Formen, diese von ihr wahrgenommen werden können. Angesichts der allgegenwärtigen Überforderungssymptome bei allen Beteiligten im System Schule müssen wir wahrnehmen und analysieren, was es denn ist,

was Schule neben allem hohen Engagement und aller Faszination heute zunehmend mehr zu einem Ort der Bedrängnis macht.

5. Grunddimensionen des bildungspolitischen Positionspapiers

In dem kirchlichen Positionspapier und der Synodalschließung klingen neben vielen Konkretionen drei Grunddimensionen an - eine bildungspolitische, eine pädagogisch-konzeptionelle und eine seelsorgliche Dimension.

Heterogenität als Chance begreifen – mehr Bildungsgerechtigkeit durch Teilhabegerechtigkeit

Bildungspolitisch greift das Papier eine der großen Herausforderungen unserer Gesellschaft auf. Es geht um die Frage, wie wir als Gesellschaft mit Heterogenität, mit der Verschiedenartigkeit umgehen. Mit der Pluralität haben wir zu leben gelernt. Postmodern, wie wir sind, nimmt jede und jeder für sich die freie Wahl individueller Lebensentwürfe in Anspruch.

Im Blick auf Schule sieht es ganz anders aus. Die Frage „Wie viel Heterogenität verträgt eine gute Schule?“ ist für viele Lehrkräfte und Eltern eine bedrängende. Der Wunsch nach Homogenität und die Vorstellung, nur in leistungshomogenen Gruppen nachhaltig lehren und lernen zu können, ist für unser deutsches Schulsystem ein Charakteristikum. Homogene Gruppen erreicht man durch Auslese und Zuordnung, zum Beispiel nach dem 4. Schuljahr. Mit einer solchen um der Homogenität von Lerngruppen willen erfolgten Zuordnung, werden aber auch mehr oder weniger „Lebenschancen“ zugewiesen. Das Zittern und Bangen, der Druck und Stress um die Grundschulpflichtung kommt nicht von ungefähr.

Wir wollen als Kirche eine Position markieren, die eine Schulsystem fordert, das „Differenzierung ohne Stigmatisierung“ möglich macht. Jürgen Baumert, „Mister Pisa“, schreibt in dem Buch „Die Bildung der Zukunft“: „Der intelligente Umgang mit Heterogenität ist eine strukturelle Herausforderung auf allen Ebenen des Schulsystems. ... Auf der Unterrichts Ebene heißt intelligenter Umgang mit Heterogenität zuallererst, Unterschiedlichkeit zu akzeptieren und die Verantwortung für die Entwicklung eines jeden Schülers zu übernehmen.“ Und im Vorwort zum Bildungsplan in Baden-Württemberg schreibt Hartmut von Hentig: „Kinder lernen viel voneinander, jüngere vor allem von älteren, aber auch ältere, indem sie jüngeren etwas erklären; vollends aber lernen sie gemeinsam. Kooperation ist, wie das Handeln und die Selbstständigkeit, nicht nur Ziel, sondern Mittel des Lernens.“

Sollte es nicht doch Lernarrangements und schulische Möglichkeiten geben, bei denen die Einzigartigkeit und Unterschiedlichkeit unserer Kinder zur Chance und Bereicherung für alle wird? Der Kindergarten und die Grundschule praktizieren solche Lernformen. Wir wollen an unseren kirchlichen Schulen Modelle erproben, in denen schulisches Leben und Lernen in alterns- und leistungsheterogenen Gruppen als Bereicherung erfahren wird. Mehr Bildungsgerechtigkeit, eine Bildung, die jedem gerecht wird, erschließt sich nicht durch Verteilung oder Aufteilung, sondern durch gegenseitige Teilhabe an dem, was man mitbringt, besonders gut kann, an dem, was man gerne lernen möchten oder besser machen will, durch Teilhabe an den Fragen, die einen beschäftigen und die Suche nach Antworten. Bildungsgerechtigkeit setzt Teilhabegerechtigkeit voraus.

Dem schulischen Lernen Flügel verleihen - eine Vision von Schule

Die zweite, die pädagogisch-konzeptionelle Dimension, geht über das hinaus, was Schule heute ist und in ihren gegebenen Strukturen leisten kann. In dem Positionspapier klingt eine Vision von Schule an, eine Schule für unsere Kinder und Jugendlichen, die ihnen die Freude und den Eifer am Lernen erhält und vermittelt, sie umfassend als Person ernst nimmt und bildet, ihnen gerecht wird als einzigartige, verschieden begabte Geschöpfe Gottes und ihnen Zuversicht schenkt für die Zukunft. Eine Vision, ein Traum legt nicht Details fest, sondern ist Motor und treibende Kraft für laufende und notwendige Entwicklungsprozesse. „Schule neu denken und erst recht neu denken,“ so Hart-

mut von Hentig in seinem gleichnamigen Buch, „heißt nicht schon zu wissen, wie es zu sein hat. Neu denken heißt: Einige Schritte zurücktreten und das Ganze ins Auge fassen; sehen, was die Schulen bedrängt oder leider gar nicht berührt; prüfen, ob das zu ihrem Auftrag passt, den man ebenfalls prüft: ob er für den Zweck tauglich, in sich stimmig und überhaupt oder unter welchen Bedingungen erfüllbar ist; und die sich dazu einstellenden Antworten klugen Einwänden aussetzen.“ Ist Schule utopiefähig oder ein sich ständig selbst reproduzierendes System, an und in dem immer mehr leiden? Lust auf eine Schule machen, an der Lehrerinnen und Lehrern, Schülerinnen und Schülern, Eltern und Ausbildungsbetriebe ihre Freude haben – das wär´s!

Dem Leben Raum geben!

Ein dritter Aspekt greift dieses offenkundige Leiden an Schule in einer seelsorgerlichen Dimension auf. Es geht um eine Dimension, die Schülerinnen und Schüler, Eltern und Lehrerinnen und Lehrer im Blick hat. In der Überschrift dieses Artikels klingt sie an. Wenn Schule gelingen soll, muss das Leben Raum bekommen, denn nicht für die Schule und in der Schule, sondern für das Leben und mitten im Leben lernen wir das Leben kennen und bewältigen. „Es gibt ein Leben außerhalb von Schule!“ Wir müssen uns und die Schule vor einer einseitigen Fixierung auf und vor einer Überbewertung von Schule bewahren. Schule ist nicht alles und Schule kann nicht alles richten. Als gesellschaftlicher Reparaturbetrieb ist sie heillos überfordert. Es darf nicht so weitergehen, dass alle Lebensbereiche unserer Kinder und ihrer Familien vom

System Schule, seinen Gesetzmäßigkeiten und Ritualen bestimmt werden. Angesichts der hohen Bedeutung von Schule, der Zuweisung von Lebenschancen durch die schulischen Abschlüsse, dominieren und tangieren das Thema Schule und die Frage der Leistungsfähigkeit und des Wettbewerbs im Leistungsranking schon genug Lebensbereiche, insbesondere Familien sind davon massiv betroffen. Es muss einmal Schluss sein mit Schule. Kinder und Familien müssen Raum für das gemeinsame, von der Schule unbelastete Leben bekommen. Dabei denke ich nicht nur an Freizeit, sondern an gemeinsam verbrachte, gestaltete und verantwortete Zeit. Es braucht Zeit für die Mitarbeit im Haushalt, im Garten, bei der Pflege von Großeltern, für die Übernahme von Verantwortung für Geschwister. Spätestens um 16.00 Uhr sollte auch an Ganztageschulen das Lernen in schulischer Umgebung beendet sein, einschließlich der Lernzeiten, die man üblicherweise noch über die Hausaufgaben zu veranschlagen hat.

Junge Menschen brauchen für ihre Persönlichkeitsentwicklung das Erproben und Einüben ihrer Fertigkeiten und Fähigkeiten, für die Schärfung ihrer Urteilskraft außerschulische, informelle Lernformen. Diese bietet die Familie, das ehrenamtliche Engagement in der kirchlichen Jugendarbeit oder die Mitarbeit in Vereinen. In diesen Lebenskontexten kann ein Jugendlicher sich als gebraucht, als wichtig, als tüchtig und erfolgreich erfahren. Dies ist besonders dann wichtig, wenn die schulischen Leistungen einmal nicht genügen. Über solche außerschulische Erfahrungen gewinnt ein junger Mensch Selbstvertrauen und Zutrauen, Kraft, Mut

und Zuversicht es auch schulisch zu packen. Es ist ein Glück, gebraucht und nicht nur bewertet zu werden. Trauen wir der bildenden Kraft des gemeinsamen Lebens etwas zu? Schaffen wir es der Schule gegenüber gelassener zu werden, manches wegzulassen, auf die Fülle der schulischen Wissensvermittlung zu verzichten, zugunsten eines intensiveren gemeinschaftlichen Lebens, zum Wohl eines vitalen Gemeinwesens?

Nicht nur Schule muss heute neu gedacht werden. Um unserer Kinder willen sind wir herausgefordert, über unsere Lebensweisen neu nachzudenken und diese neu zu gestalten. „Dem Leben Raum geben!“ Damit verbindet sich eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die im Kleinen, bei uns selbst beginnt. Wer Kinder und Jugendliche stärken will, der darf nicht nur schulisches Lernen optimieren, sondern muss Familien und Gemeinwesen stärken und Kindern und Jugendlichen informelle Lernfelder des Lebens zugänglich machen. Mit dem Begriff der Bildungslandschaft wird in der aktuellen bildungspolitischen Diskussion und Suchbewegung diese Mehrdimensionalität einer Bildung mitten im und aus dem Lebensraum heraus begrifflich gefasst und in Ansätzen in einigen Regionen Baden-Württembergs erprobt. Es zeichnen sich spannende zivilgesellschaftliche Prozesse ab, in die wir uns als Evangelische Kirche mit unseren hervorragenden flächendeckenden, regional verankerten Strukturen einbringen müssen. Lernen geschieht auch heute noch zu einem hohen Anteil durch Nachahmung, durch das Lernen am Modell und das Lernen durch Widerfahrnisse. Was können junge Menschen an unserem Leben als christliche Gemeinde, als einzelne

Christen abschauen, verstehen lernen. Wo bieten wir ihnen Raum und Zeit überlieferte und neue Formen der Lebensbewältigung und des geistlichen Lebens einzuüben? Wer bietet ihnen Wegbegleitung in den Widerfahrnissen ihres Lebens, die tröstende und verständnisvolle Nähe beim Tod eines Elternteils.

6. Bildung umfasst das ganze Leben!

Bildung umfasst das ganze Leben. Bildung umfasst den ganzen Menschen. Bundespräsident Horst Köhler formulierte in einer Rede 2006 „Gute Bildung stellt den ganzen Menschen in den Mittelpunkt. Diese Erkenntnis finden wir bei Humboldt und Kant, Goethe und Pestalozzi. Der Blick auf das Individuum – das muss auch heute unser Ausgangspunkt sein. Gute Bildung geht nicht in erster Linie von gesellschaftlichen Bedürfnissen oder den Anforderungen der Wirtschaft und des Arbeitsmarktes aus. Zuallererst hilft gute Bildung uns, das zu entwickeln, was in jedem einzelnen von uns steckt; was uns von Gott gegeben ist.“ Dahinter wollen und dürfen wir als Kirche, als christliche Gemeinde, als Christen in Verantwortung nicht zurückstehen. Wir können dem Leben, das immer mehr ist als unser Tun, Raum geben – auch in der Schule.

Ulrich Steinestel



Bildung für Menschen – Menschenbilder?

Zur aktuellen Schulentwicklung am Beispiel der Veränderungen im Bereich der Hauptschulen und neuen Werkrealschulen

Bildungs- und Schulpolitik ist eigentlich immer ein „Dauerbrenner“. Sei es im Kontext von Wahlen auf Landes- oder Bundesebene, sei es im Blick auf aktuelle Regierungen oder auf die Gesellschaft, sei es aus eigener Betroffenheit als Schüler Eltern oder Lehrer – jeder ist oder war einmal in einer Schule und kann von daher mitreden und hat eigene Erfahrungen. Und wie wir wissen, ändert sich jedes Mal die Perspektive, aus der heraus man Bildung und Schule „ins Visier“ nimmt.

Die Ende Juli 2009 beschlossenen Änderungen in der Schulpolitik bzw. im Schulgesetz bezüglich der Einrichtung von Werkrealschulen „neueren Stils“ mit einhergehenden Änderungen für alle Hauptschulen des Landes geben nun allerdings einen ganz neuen, gravierenden Anlass zum Nachdenken bzw. Nachfragen – wenn nicht gar Anlass zur Sorge und Beunruhigung.

Kurz gefasst sollen ab dem Schuljahr 2010/11 Hauptschulen die Möglichkeit bekommen, so genannte „Werkrealschulen“ zu werden, in denen Schüler von der fünften bis zur zehnten Klasse beschult werden und dort – über Zusatzunterricht in den Hauptfächern sowie Wahlpflichtfächern in Klasse acht und neun – bei

entsprechendem Leistungsnachweis einen Mittleren Bildungsabschluss absolvieren können. Zugleich werden alle Hauptschulen des Landes angewiesen, ebenfalls alle inhaltlichen Änderungen oder Ergänzungen wie auch den Wahlpflichtunterricht durchzuführen, damit jeder Hauptschüler jederzeit bzw. nach jeder Klassenstufe die Möglichkeit bekommen soll, in eine Werkrealschule seiner Wahl wechseln zu können.

Pädagogisch betrachtet haben so die ehemaligen Hauptschüler nun als „Werkrealschüler“ günstigere weil längere Verweildauern in ihrer Stammschule bis zur zehnten Klasse und damit eine gewisse Bildungskontinuität sowie eine beruflich vororientierte Grundbildung, die es ihnen erleichtern soll in die Ausbildungs- bzw. Berufswelt zu gelangen.

Aus meiner Sicht als in einer Grund- und Hauptschule Tätiger ergibt sich allerdings für die Mehrheit der flächendeckend eher kleineren, ländlich geprägten Grund- und Hauptschulen im Land ein pädagogisches und strukturelles Fiasko. Denn über kurz oder lang werden sich die Eltern von Viertklässlern bei einer Bildungsempfehlung für Hauptschule und Werkrealschule

bestimmt nominell lieber für die „Werkrealschule“ als für die Hauptschule entscheiden, allein des Titels wegen. Das zeigt die langjährige Erfahrung von bisherigen Bildungsempfehlungen und deren Auswirkungen bei Eltern. Vielen wenn nicht gar den meisten Eltern ist es ja in erster Linie wichtig, dass ihr Kind möglichst direkt den „höheren“ (scheinbar höherwertigen) Bildungsabschluss erreicht. Viele blenden dabei allerdings aus, dass das bisherige Schulsystem bei eingehender Betrachtung und Befragung von ehemaligen Hauptschülern ein tatsächlich durchlässiges und in verschiedenen Stufen weiterführendes Bildungssystem ist. Denn auch bisher konnten gute Hauptschüler über eine gute Erstausbildung mit einem Abschlussdurchschnitt von 2,5 und besser oder über den Zusatzunterricht in Klasse 8/9 mit anschließendem Besuch einer zehnten Werkrealschulklasse oder über den Besuch einer zweijährigen Berufsfachschule einen Mittleren Bildungsabschluss erreichen, der mitunter bessere Vermittlungsvorteile (und auch ältere, erwachsenere Bewerber) mit sich brachte.

Es fällt gerade den vielen kleineren, ländlich geprägten Hauptschulen sicher nicht schwer solches darzustellen und entsprechende Beispiele gelungener Bildungswege vorzuweisen. Denn häufig haben gerade diese Schulen ein gut funktionierendes, gewachsenes und „persönliches“ Netzwerk an Beziehungen zu lokalen Handwerksbetrieben und Unternehmen, zu weiterführenden Schulen sowie zu Industrie- und Handwerkskammern. Man kennt sich und weiß die Schulabgänger auf der einen und die „Abnehmer“ der Schüler auf der anderen Seite entspre-

chend einzuschätzen, man nimmt auch u. U. untereinander informellen Kontakt auf und die eine oder andere persönliche Vermittlung stellt sich später als sehr fruchtbringend heraus.

Wenn nun also die „Werkrealschulen“ durch die Kommunen beantragt und durch die Regierungspräsidien bewilligt werden, entsteht derzeit für die Mehrheit der Hauptschulen im Land ein enormer Druck in jeder Hinsicht. Die zufällig großen, zweizügigen Hauptschulen können nahezu ohne Probleme „Werkrealschule“ werden, wenn sie es nicht schon sind. Dazu zählen allein die Schülerzahlen (stabile Zweizügigkeit soll absehbar sein, also je Klassenstufe zwei Klassen). Diese großen Schulen müssen sich nicht durch ein besonderes Schulprofil beweisen oder bewerben.

Die kleinen, einzügigen Hauptschulen werden aber gezwungen, entweder sich als starke Hauptschule werbewirksam zu positionieren und für genügend Viertklässler mit entsprechender Bildungsempfehlung attraktiv genug zu sein, oder aber mit einer anderen Haupt- oder Werkrealschule zusammenzuarbeiten, um selbst entweder Werkrealschule zu werden oder zweiter Standort einer solchen. Dieses hat wiederum Auswirkungen auf die Organisationsstruktur, auf die Schulleitung und auf das Kollegium, denn fusionierte Werkrealschulen dürfen nur eine gemeinsame Schulleitung haben und sollen laut Vorgaben mit Parallelklassen je Stufen organisiert sein (also z.B. Klassen 5-7 an einem Standort und Klassen 8-10 am anderen). Das bewirkt mitunter enorme Veränderungen etwa für die Schüler als „Fahrschüler“ wie auch für die Kollegi-

en beider Standorte wegen der nötigen Neuverteilung, die auch zum Auseinanderbrechen gewachsener Teams führen wird. Wenn manche Kolleginnen und Kollegen bisher aus guten Gründen und wegen ihrer jeweiligen Kompetenz sowohl an Grund- wie auch an Hauptschulklassen unterrichtet haben, werden sie wohl gezwungen sein, sich für einen Einsatzort zu entscheiden. Das könnte auch bewirken, dass die an Grundschulen meist so dringend benötigten Männer erst recht nicht mehr dort teilbeauftragt arbeiten, sondern nur noch in den weiterführenden Schulen.

Die Organisationsumstrukturierung verursacht somit innerschulische und interschulische Konkurrenzsituationen, die zweifelsohne zu großen Turbulenzen führen.

Hier spätestens drängen sich Fragen wie die folgenden auf:

- Sollen bei aller „Kompetenzorientierung“, die ja bereits über die neuen Bildungspläne von 2004 installiert wurden, die nicht unwesentlichen Faktoren der gewachsenen Lehrer-Kompetenzteams, und die zum Teil erst frischen Leitbild- und Schulprofilentwicklungen bewusst (oder nicht bewusst) aufs Spiel gesetzt werden?
- Wie können die politisch Wirksamen diese breiten Verunsicherungen und Erschütterungen im Schulklima, in der Schülerschaft und bei Eltern wie auch bei Bürgerschaften verantworten?
- Weshalb wurde diese gravierende Veränderung der Schullandschaft den Schulen auf solch strategisch raffinierte Weise relativ kurzfristig erst im Februar 2009



und gleich mittels eines Eckpunktepapiers über den Postverteiler des Städte- und Gemeindetages mitgeteilt, also nachdem im Prinzip „fast alles gelaufen war“?

● Und weshalb wurden diese Änderungen den Schulen nicht wirklich differenziert begründet, geschweige denn mit einer vorausgehenden Studie oder mit praxiserprobten Erfahrungen flankiert?

Die Schulen haben bis heute keine plausible Erklärung erhalten für dies alles und es erscheint außer dem erhofften mittelfristigen Einsparen von Landes- und Kommunalfinanzen sowie dem „Hauptschulmangel“ kein Argument nachvollziehbar.

● Wieso sind pädagogisch sinnvolle, kleinere Lerngruppen in kleineren, ortsnahen Hauptschulen so vielen Eltern so wenig gut vermittelbar, dass sie ihre Kinder lieber in große (Werkreal-)Schulzentren oder um jeden Preis in eine Realschule schicken?

● Sind die Kosten-/ Spargründe und der vermeintliche Wunsch nach einem Etikettwechsel - von der „schlechten Hauptschule“ hin zur „guten Werkrealschule“ – politisch so viel mehr gewichtig, dass pädagogische, psychologische und strukturelle Gründe nicht zählen oder gar sich hier einfügen haben?

● Sind uns die Etiketten in unserer Leistungsgesellschaft offenbar so wichtig, dass wir unbedingt zulassen, dass die eine Schulart und damit auch der eine Schüler gegenüber dem anderen in der Öffentlichkeit schlecht geredet und durch Presse und Medien schlecht geschrie(b)en werden darf?

● Werden nicht auf diese Weise Leistungsdruck, spätere berufliche und Arbeitsmarkt- geeignete „Verwertbarkeit“ der Schüler und damit die frühzeitige Verwertung von Schule als „Zubringerservice“ für Wirtschaft, Industrie, Handel und Handwerk zu den eigentlich wirksamen prägenden Leitbildern und tatsächlich relevanten Sozialisationsinstanzen? Welche Ziele stecken wohl hinter der Tendenz der Politik und der Gesellschaft zur schnelleren Zuführung zum Ausbildungs- und Arbeitsmarkt?

● Wie kommt es, dass die verschiedenen Bildungswege (mal als „steile Leiter“, mal als „breitere Treppe mit verschiedenen Zwischenabsätzen“ symbolisiert) vielen häufig nicht plausibel genug erscheinen

und somit nicht als individuelle Lösungen für unterschiedliche Schüler bzw. Lerntypen genutzt werden?

● Welches Menschenbild wird hierbei innerhalb der Bildungseinrichtungen (Schulen wie auch Hochschulen) deutlich?

Werden in solchen Zusammenhängen nicht eher die Gewichtungen verschoben, so dass Förderung und Begleitung weniger „ehrlich“ gemeint sind als vielmehr der Schwerpunkt auf Forderung und Leitung liegt?

● Bekommt eigentlich gut gemeinte Diagnostik, die immer mehr in mehreren Schulstufen installiert wird, dadurch nicht auch den bitteren Beigeschmack einer von oben herab diktierten Leistungskontrolle, die Schwächen und Stärken evaluiert und nach Lückenfüllern und Effizienzen sucht?

„Wenn Gott einen Menschen misst, legt er das Maßband nicht um seinen Kopf, sondern um sein Herz.“

Corrie ten Boom

Vielerorts platzen Realschulklassen jetzt schon fast aus allen Nähten. Vom eigentlichen Gymnasiasten bis zum eigentlich guten Hauptschüler sitzen über 30 junge

Menschen in einem Zimmer. Ist hier noch echtes differenziertes Lehren und Lernen praktizierbar? Ist hier der Blick für den Einzelnen wirklich leistbar? Viele Beobachtungen aus dem

Begleiten von teilweise schon vom Leben und Scheitern nachhaltig geprägter junger Menschen zeigen doch, dass gerade sie auf der Suche nach viel mehr sind als bloß nach der Vorbildung für die eigene berufliche Zukunft.

Ist uns nicht klar, dass heutige Schul- und Studien-/ Ausbildungszeiten auf diese Weise immer stärker verdichtet, durch Vorgaben vorstrukturiert und vortermi- niert werden und dass damit weniger echte Spiel- und Handlungsräume und -zeiten gelassen werden, damit sich diese Heranwachsenden auch auf andere Weise als Teilnehmer oder gar Mitarbeiter im Freizeitleben, in Vereinen und außerschulischen Bildungsbereichen wie Musikschule oder CVJM einbringen können und dass uns allen damit große Potentiale möglicherweise verloren gehen, weil sie keine wirklichen vielfältigen Entwicklungsvoraussetzungen bekommen?

Wie gehen wir als Gesellschaft mit der knapper werdenden Ressource um, die ehrenamtlich engagierte junge Menschen und deren Zeit und Kreativität darstellen? Und welches Gesellschafts- und Menschenbild wird auf diese Weise bereits als Vorbild vorenthalten? Vorbilder gehören doch implizit zur Bildung. Und wenn es

weniger junge ehrenamtlich Tätige mehr gibt, werden wohl auch immer weniger spätere Jahrgänge in Ehrenamts- und Jugendarbeitsbereiche hineinwachsen. Wol-

len wir, dass uns das verloren geht? Haben wir oder die politisch Verantwortlichen dafür Ersatzlösungen zur Hand?

„Im Grunde sind es immer die Verbindungen mit Menschen, die dem Leben seinen Wert geben.“

Wilhelm von Humboldt

Weiterentwicklung und Veränderungen sind ohne Zweifel wichtig und sinnvoll, jedoch sollte stets vorher klar sein, mit welchen Interessen und Zielen und zu welchem Preis diese Veränderungen in Verantwortung vor den beteiligten und betroffenen Menschen geschehen sollen. Ich frage mich, ob Schule und Bildung wirklich dem Menschen in der Gesellschaft oder nicht vielmehr der Gesellschaft mit Hilfe der Menschen gerecht wird.

Wünschenswert und wesentlich ist für mich als Christ und Pädagoge, dass sich das Schulsystem an der Liebe zum Menschen orientiert und dass darin ein aufrichtiges Interesse an einer gesunden Entwicklung und ganzheitlichen Bildung für die jungen Menschen in schöpferischer Freiheit zum Ausdruck kommt.

Rolf Kaschub



Schule – Bildung – Quo Vadis?

Widersprüche

Stellen Sie sich vor: Wir machen einen Konfirmandenunterricht getrennt nach Gymnasiasten, Realschülern, Hauptschülern und Sonderschülern; oder es gäbe Gottesdienste für Akademiker, Angestellte, Arbeiter und Arbeitslose. Das wäre doch für uns Christen eine absurde Idee! Aber auch für die Kirche ist das nicht ganz fremd. Schon John Wesley musste damals wegen der Ausgrenzung der Arbeiter eine neue Kirche gründen. Und bei uns heute dominiert in den kirchlichen Gruppen und Kreisen längst die sogenannte Mittelschicht. Hier wirken sich das weltliche Ständedenken, die Bewertung des Menschen nur nach Leistung und die Einteilung in gute, mittlere und schlechte Schüler aus.

Damit wird aber das Evangelium auf den Kopf gestellt. Die frohmachende Botschaft Jesu sagt doch, dass jeder Mensch mit seinen individuellen Fähigkeiten, mit seinem Versagen, mit seiner Lebenssituation und mit seinen Bindungen willkommen ist und Würde verliehen bekommt. Jesus hat alle Kinder gesegnet, dem Bettler geholfen, den reichen Zöllner zur Umkehr bewegt, den fremden Samariter geschätzt und den Akademiker Nikodemus empfangen. Wir predigen, dass Jesu Liebe allen gleich gilt, tragen aber die vielfach demütigende Einsortierung der Kin-

der in die sozial ungleichen Schularten mit. Wir haben von Jesus gelernt, dass er seine Jünger aus allen Volksschichten gemeinsam lehrt und führt, aber vertreten die Rangfolge der Bildungschancen in unserem Schulsystem.

In den „Perspektiven der Evangelischen Landeskirchen für die aktuelle Bildungs- und Schulpolitik in Baden-Württemberg“ von 2008 wurde wirklich zukunftsweisend argumentiert: „Wir arbeiten mit an Wegen zu einer schulischen Differenzierung ohne Stigmatisierung. Wir wollen längeres gemeinsames Lernen ... möglichst bis zum 10. Schuljahr. Unser Ziel ist eine bessere Qualifikation für alle. Schüler sollen an unseren Schulen gefördert und befähigt und nicht entmutigt werden.“ Konkret wird gefordert, „dass sich das Lehren und Lernen an Fähigkeiten und Lerntempo des Kindes ausrichten“ mit „individuellen Lehrplänen, Entscheidungsrecht der Eltern, gezielter Förderung für benachteiligte Kinder, Erhalt wohnortnaher Schulstandorte...“ Nach diesem Votum stimmten die gleichen Landeskirchen dem Konzept der sogenannten „Neuen Werkrealschule“ zu und helfen damit die Selektion im Schulsystem nochmals zu verschärfen. Diese Widersprüche müssen in unseren Reihen angesprochen werden. Dazu gehört auch, dass wir mit der Tradition von Gustav Werner und anderen es für selbstverständlich halten, dass unsere

christlichen Bekenntnisschulen vielfach behinderte Schüler nicht aufnehmen, sondern in die Sonderschule verweisen. Gott hat diese Welt mit einer unglaublichen Vielfalt von Menschen gesegnet, ihnen seinen Geist eingehaucht, sie durch Jesus Christus gerettet und will sie alle gerne am Leib Christi haben. Er hat die Menschen nicht eingeteilt, sondern jedem die nötige Zuwendung und Hilfe gegeben. Die Eingruppierungen in Stände, Schichten, Schularten ... haben wir Menschen getroffen, obwohl jeder Mensch das Recht auf Bildung und selbstverständliche Teilhabe am Leben haben soll. Jesus stellte ein Kind in die Mitte und sagte: "Werdet wie die Kinder!", die keinen Unterschied machen.

Werkrealschule

„Das ist doch ein typischer Hauptschüler!“ „Der kann ja noch nicht mal... und erst sein Verhalten!“ „In der Hauptschule (oder in der Sonderschule) geht es dem doch viel besser; er ist nicht mehr überfordert!“ So hört man es von Lehrern und Eltern.

Fakt ist: Es gibt den typischen Haupt-, Real-, Gymnasial- oder Sonderschüler nicht. Längst ist wissenschaftlich bewiesen, dass die Überlappungen der Leistungen und Intelligenz von Schülern der verschiedenen Schularten so groß sind, dass ein Großteil der Bildungsempfehlungen nach dreieinhalb Schuljahren schlicht falsch sein müssen. Es wird viel zu früh eine Festlegung auf eine Schulart getroffen.

Dem will das Konzept der Neuen Werkrealschule mit einer weiteren Selektion begegnen. Alle Schüler, die den geforderten

Notendurchschnitt von 3,0 nicht erreichen bekommen die Chance des Werkrealschulabschlusses nicht. Damit ist schon im Keim dem durchgängigen sechsjährigen Bildungsgang mit Förderkonzept mit dem Abschluss der Mittleren Reife der Boden entzogen. Viele werden nach der 9. Klasse abgehen müssen. Sie werden die Verlierer des Schulsystems sein, die kaum eine Chance auf einen Ausbildungsplatz haben. Es ist ein Skandal, dass wir uns ca. 20% Schulabgänger leisten, die so gut wie keine berufliche Perspektive haben.

Bei uns auf dem Land ist das noch anders. Wir haben Hauptschulen mit 100% Übergang in Lehre, Ausbildung oder weiterführende Schulen. Aber genau diese Hauptschulen sind alle durch das Konzept der Werkrealschule in der Existenz bedroht, weil keine dieser Hauptschulen in der Fläche die geforderte Zweizügigkeit pro Jahrgang erreicht. Die Zusammenlegungen über räumliche Distanzen und die Kooperationen mit den Berufsschulen werden zu einem Organisationswirrwarr führen und zu erheblichen Mehrkosten beim Transport.

Die Folgen dieser Politik werden sein:

- Mit der Abschaffung der Schulbezirke kommt es zu einem Konkurrenzkampf der Schulen und Kommunen um die Schüler.
- Die kleinen Hauptschulen ohne 10. Schuljahr werden langsam verkümmern.
- Es wird zu einer Konzentration der Standorte auf Brennpunktschulen kommen.
- Patchworkmodelle in der Standortaufteilung täuschen Überlebensfähigkeit vor.

■ Der bisherige Zusatz- und Förderunterricht fällt ersatzlos weg. Es gibt keine zusätzliche Förderstunde. Die interessanten Fächerverbünde fallen im 10. Schuljahr weg.

Damit ist 40 Jahre nach Einführung der Hauptschule und den ständigen Rettungsversuchen das Ende der Hauptschule vorprogrammiert, obwohl, und das sage ich als Grund- und Hauptschullehrer, die Hauptschule aus der Not geboren das innovativste und pädagogisch beste Bildungskonzept aller Schularten hat. In der Hauptschule kommt man um die individuelle Förderung, das praktische Lernen mit Herz und Hand, den Projektunterricht, die intensive Berufsvorbereitung und die Stärkung der Persönlichkeit nicht herum. Unsere Hauptschüler haben zum Beispiel im Gymnasium vorführen können, wie man Projektunterricht macht. Eine Schule der Zukunft ist gut beraten, wenn sie die innovativen Bildungskonzepte der Hauptschule einbezieht.

Schule mit Zukunft

Wenn wir die Entwicklung sachlich betrachten und die internationalen Vergleichsstudien ernst nehmen, dann kommen wir um eine innere und äußere Schulreform, d.h. eine Änderung der Unterrichtskultur und der Schulstruktur, nicht herum. Eins ohne das andere ist zum Scheitern verurteilt. Eine wirkliche individuelle Förderung, die mit genügend Fachpersonal ausgestattet ist und die Abschaffung der ungerechten, unsozialen, ineffektiven und psychisch belastenden Aufteilung nach Schularten ist dafür die Leitidee. Das haben uns viele Länder schon lange vorgemacht. Ich selbst habe

noch keine meiner vielen 4. Klassen erlebt, die nicht ohne Probleme in gleicher Zusammensetzung noch viele Jahre hätte zusammen lernen können, allerdings nicht unter dem Gesichtspunkt der Normleistung, sondern der Lernentwicklung. Dafür hab ich aber Schüler erlebt, die nach der Grundschulempfehlung nicht mehr viel getan haben, weil sie ja ihr Ziel erreicht hatten und andere, die aus Frust jahrelang das Lernen verweigert haben. Als Bildungsgesellschaft können wir uns diese Vergeudung von Lernpotential nicht leisten.

Die Kommunen in Schleswig-Holstein haben das als erste verstanden: Was bleibt an Gemeindeleben ohne eigene Schule? Gerade konservativ regierte Gemeinden haben den Antrag auf Gemeinschaftsschulen gestellt, die alle Schularten beinhalten und alle Abschlüsse anbieten und damit auch genügend Schüler haben. - Politiker, die von „Einheitsschule“ sprechen und die Leute damit erschrecken, betreiben bewusst unwahre Ideologisierung. - Zunehmend sind Eltern und Kommunen für eine Gemeinschaftsschule. Aber in Baden-Württemberg werden sie wie in Karlsruhe und Muldingen verboten. Die Homogenitätsideologie des vielfach gegliederten Schulsystems lässt bei uns keine Innovation zu. Die innere Schulentwicklung kommt nicht voran, weil die äußeren Bedingungen und das zementierte Schulsystem es nicht zulassen. Einzig der Leistungsdruck für die Schüler wird in allen Schularten durch viele Tests, Diagnose- und Probearbeiten, Kompetenzanalysen, G8 usw. gesteigert. Damit wird die Selektion verschärft, so dass sich z.B. die Zahl der Sonderschüler in den letzten Jahren von 45 000 auf 55 000 erhöht hat.

Eine Schule mit Zukunft muss anders aussehen! Längst ist wissenschaftlich erwiesen, dass schwache Schüler in heterogenen (gemischten) Lerngruppen mehr lernen und starke Schüler leistungsmäßig gleich bleiben, aber erheblich mehr Sozialkompetenz erwerben. Kinder und Jugendliche lernen viel voneinander und jeder regt die anderen Mitschüler mit seinen Gaben und Kompetenzen an. Deshalb ist die Gemeinschaftsschule bis zum 10. Schuljahr die Schule der Zukunft. Eine Gemeinschaftsschule orientiert sich an den Gaben und nicht an den Defiziten der Schülerinnen und Schüler, weil sie individuell die (von Gott gegebenen) Begabungen fördert und nicht im Gleichschritt von allen das Gleiche verlangt. Ich sehe folgende Vorteile der Gemeinschaftsschule:

- Der belastende Druck und die Fehlscheidungen bei den Übergängen fallen weg.
- Alle Schülerinnen und Schüler bleiben verlässlicher in ihrer Klasse und Schule.
- Ein kürzerer Schulweg führt zu geringeren Buskosten. Bestehende Schulen bleiben.
- Die Gemeinden steigern ihre Attraktivität durch ihre Schule am Ort.
- Begabte, Behinderte und Migranten werden vor Ort von Fachleuten gefördert.
- Lehrer aller Richtungen arbeiten in Jahrgangsteams befriedigender zusammen.
- Keine Selektion! Kein Kind wird zurückgelassen! Alle erreichen einen Abschluss!

Jesus zeigt uns, überall wo er ist, dass er Ausgegrenzte, Schwache und Kranke wieder in die Gemeinschaft der Menschen

führt. Sogar den Aussätzigen, der Samaritanerin, der Ehebrecherin, den Zöllnern und Sündern hat er neu die Gemeinschaft geschenkt. Sollten wir als Christen das nicht auch bei der Bildung beachten? Brauchen wir erst eine UN-Konvention, die ein inklusives Schulsystem festlegt (sie ist in Deutschland ratifiziert und gilt!), um zu erkennen, dass die Einführung der Gemeinschaftsschule ein guter Weg für unsere Kinder, für unsere Familie, für unsere Zukunft im Land und für unsere Gesellschaft, die christlich verwurzelt ist, sein wird? Dazu müsste unsere Kirche viel eindeutiger und konsequenter die Ziele ihrer eigenen Bildungsperspektiven verfolgen. Das wünsche ich mir als Lehrer, der die Widersprüche jeden Tag erlebt und als Vater eines behinderten Kindes, der erfahren hat, wie Ausgrenzung die Würde verletzt und wie die Teilhabe am Leben aller auch in der Schule erfüllend sein kann.



Maika Sachs



Missionarische Bildungsinitiative

„Erwachsen glauben“ – Ein Leuchtturm zeigt seine Wirkung

„Die grundlegenden Themen und Wissensbestände der christlichen Tradition müssen wieder ins Zentrum evangelischer Bildungsarbeit rücken...“ und: „Die angestrebte Konzentration auf die Kernbestände des Glaubenswissens und des Glaubensverstehens wird ein spezifisch evangelischer Beitrag zu der notwendigen neuen Bildungsinitiative sein, die gesellschaftlich an der Zeit ist.“ So liest sich die Zukunftsperspektive unter dem siebten Leuchtturm im Impulspapier „Kirche der Freiheit“, das im Jahr 2006 erschienen ist¹.

Dahinter steht die Erkenntnis, dass selbst im kirchlichen Raum Glaubenswissen nicht mehr selbstverständlich ist und deshalb auch nicht mehr selbstverständlich weitergegeben wird. Jahrhunderte lang ging die evangelische Kirche davon aus, dass die Verantwortung für die christliche Erziehung der getauften Kinder beim Elternhaus liegt. Heute wird klar, dass viele Elternhäuser damit überfordert sind und deshalb das geistliche Grundkapital der Kirche und der Gesellschaft kontinuierlich abnimmt.

Gleichzeitig suchen immer wieder Menschen Kontakt zur Kirche, die konfessionslos aufgewachsen sind oder ohne Be-

zug zur Kirche gelebt haben. Sie fragen schlicht nach Wissen: Was glauben Christen – etwa im Vergleich zu den anderen Religionen? Wie leben Christen? Was bedeutet es zu beten oder in den Gottesdienst zu gehen oder sein Leben an christlichen Werten auszurichten? Denn Glaube lässt sich wohl nicht lernen, aber ohne Lernen kann Glaube genauso wenig sein.

Hinzu kommt, dass Glaubenskurse mehr und mehr ins Blickfeld rücken als eine Möglichkeit, Menschen zum Glauben einzuladen. Erwiesenermaßen ist der Weg zu einem engen Kontakt zu Kirche und Gemeinde ein langer Weg, der sich oft über Jahre hinzieht und auch bei Menschen aus christlichen Elternhäusern manche Auf- und Abbewegung kennt. Neben Personen, die ihr Christsein einladend und auskunftsbereit leben, neben Großveranstaltungen wie Gottesdiensten und Evangelisationen bilden Glaubenskurse einen wichtigen Baustein in einer Glaubensbiographie.

Das liegt allein schon daran, dass Kurse in ihrer Form dem Selbstverständnis der Menschen heute entgegenkommen. Anders als Gottesdienste oder Evangelisationsveranstaltungen bieten Kurse die

Möglichkeit zu Rückfragen. Anders als beim Besuch eines Hauskreises ist die Teilnahme an einem Kurs von Anfang an zeitlich begrenzt. Anders als bei einem informellen Gespräch unter Freunden, Nachbarn oder Kollegen erleben Kursteilnehmende Gemeinschaft auf Zeit. Sie können sozusagen Gemeinde im Schnupperkurs erleben, werden informiert, gefragt, beteiligt, können antworten, ihre Beziehung zur Gemeinde vertiefen oder wieder auf Distanz zu ihr gehen.

Gleichzeitig und oft nicht einmal als Ergebnis bewusst eingeplant bieten Glaubens- und Theologiekurse eine hervorragende Möglichkeit, den eigenen Glauben zu vergewissern und es einzuüben, wie man als Christin und Christ über den Glauben reden kann. Manche Gemeinde hat schon wahre Entwicklungsschübe durch Glaubenskurse erlebt, wodurch Mitarbeitende es einübten, selbst sprachfähig zu werden. Denn Sprachfähigkeit braucht nicht nur diejenige, die einen Kurs leitet, sondern auch jeder, der ein Tischgespräch führt, für die Bewirtung sorgt oder zu einem Kursabend einlädt.

Und so hat sich in der Summe mittlerweile aus dem einen Leuchtturm von „Kirche der Freiheit“ eine Initiative entwickelt, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Kurse zum Glauben als ein Regelangebot flächendeckend in den Kirchen der EKD einzuführen, die Missionarische Bildungsinitiative: *Erwachsen glauben*. D.h. die Einführung der Kurse ist selbstverständlich Sache der jeweiligen Landeskirche, des Kirchenbezirks und der Gemeinden, aber die Wege dahin sollen so geebnet

werden, dass es in Zukunft neben dem Konfirmandenunterricht selbstverständlich einen Unterricht für Erwachsene gibt.

Ein erster Schritt dieser Initiative war die Veranstaltung eines Hearings am Sitz der EKD in Hannover im Juni 2008. Dazu wurden Vertreter der Ämter für missionarische Dienste und der Evangelischen Erwachsenenbildung aus ganz Deutschland eingeladen. Nach drei wegweisenden Referaten gab es einen Austausch und Arbeitsgruppen, um Möglichkeiten, Fragen und Stolpersteine der Initiative herauszuarbeiten. Wichtig waren die Erkenntnisse: Wir brauchen die Glaubensvermittlung an Erwachsene. Von ihren Anfängen an hat die Kirche nach dem Vorbild Jesu von der Lehre gelebt. Dabei gab es Zeiten, in denen das elementare Wissen über den Glauben von Person zu Person weitergetragen wurde, und Zeiten, in denen man als junger Christ die Schulbank drückte. Es gibt verschiedene Schwerpunkte bei der Glaubensvermittlung an Erwachsene: die einen lehren den Glauben und laden ein, Christ zu werden (Glaubenskurse), die anderen beleuchten Lebensfragen im Licht des christlichen Glaubens und lassen den Ausgang offen (Theologiekurse). Die einen haben eine missionarische Intention, die anderen durchaus eine missionarische Dimension. Tief beeindruckt hat mich etwa die Erzählung aus einem Theologiekurs, bei dem die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zusammen mit der Kursleiterin an ihre Arbeitsplätze gingen und fragten: Wo ist hier Gott? Wo ist hier Gnade? Glaube ganz praktisch, eine Einladung, den Glauben im Alltag zu leben.

In der Folge des Hearings wurde auf EKD-Ebene bei der Arbeitsgemeinschaft für missionarische Dienste in Berlin eine Projektstelle eingerichtet und eine Steuerungsgruppe mit Personen aus den missionarischen Ämtern und der Erwachsenenbildung berufen. Ihr Auftrag ist es zentral vorzubereiten, was den Landeskirchen und Gemeinden dient, so dass bis zum Herbst 2011 die Bildungsinitiative – wo immer möglich – umgesetzt werden kann.

Worum es dabei inhaltlich geht, macht besonders gut und anschaulich der Inhalt einer „Tool-Box“, sozusagen einer „Werkzeugkiste“ deutlich, die gegen Ende des kommenden Jahres allen Pfarrämtern zugänglich gemacht werden soll. In dieser „Kiste“ gibt es u.a. eine Orientierungshilfe über das Kursangebot, das es bereits auf dem Markt gibt. Wohl an die 200 Glaubens- und Theologiekurse sind bereits entwickelt worden, wobei noch nicht berücksichtigt ist, dass zahlreiche Gemeinden bereits Elemente verschiedener Kurse kombinieren und auf ihre Situation hin anpassen.

In die „Kiste“ gehört dazu ein Grundlagenpapier zur theologischen und pädagogischen Basis. Dabei geht es u. a. um folgende Fragen: Lässt sich Glaube überhaupt lernen? Was ist unverfügbar? Was vertraut Gott dem menschlichen Können an? Wie ist es mit Differenzen in der Auffassung von Glauben? Was fördert das Lernen? Wie lernen Erwachsene? Was zeichnet einen Kurs aus, der ein Kurs zum Glauben sein möchte? Gleichzeitig geht der Blick hin zu den Menschen, die sich einladen lassen, auf

unterschiedliche Zielgruppen und Milieus, Anlässe und Motive einen Kurs zu besuchen. Auch dazu soll eine Handreichung beiliegen.

Eine DVD mit einem kurzen Film soll zur Ausstattung gehören, um in der Gemeinde und im Kirchengemeinderat zu informieren.

Ein ausgearbeitetes Schulungsprogramm für die ehrenamtlich Mitarbeitenden wird sich im Paket genauso finden wie eine Checkliste, die nach der Entscheidung für einen Glaubenskurs im Kirchengemeinderat greift und in der Vorbereitung des Kursangebotes hilft: Was ist zu beachten? Wieviel Vorlauf ist einzuplanen? Wie groß ist die Zahl der Mitarbeitenden?

Und schließlich gibt es Werbemittel, Vordrucke für Flyer und Programme, Ideen zur Öffentlichkeitsarbeit sowie zur Auswertung und Weiterentwicklung vor Ort.

Bis diese „Tool-Box“ steht, ist natürlich auf Bundesebene noch viel Arbeit nötig. Die Unterstützung dazu kommt von zwei theologischen Ausbildungsstätten, vom Institut zur Erforschung von Gemeindeentwicklung und Evangelisation in Greifswald und von der Evangelischen Fachhochschule in Nürnberg, an der Gemeindepädagoginnen und -pädagogen ausgebildet werden. Beide Ausbildungsstätten unterstützen die Arbeit der Bildungsinitiative nicht nur mit ihrem Know How, sondern vor allem auch durch zwei Untersuchungen, die augenblicklich

durchgeführt werden. Die eine Untersuchung gehört zum württembergischen Projekt Wachsende Kirche und fragt danach, wie Erwachsene heute zum Glauben kommen. Die andere Untersuchung will wissen, wer zu Glaubenskursen geht, was die Besucher dieser Kurse erwarten und was sie finden. Die Tatsache, dass beide Untersuchungen bereits gestartet wurden, bevor der Beschluss für die Missionarische Bildungsinitiative gefallen ist, zeigt nur zu deutlich: das Thema ist dran!

Bis die ersten Informationen und Unterstützungsangebote aus der EKD aber vor Ort eintreffen, gilt es schon einmal in der eigenen Landeskirche, sprich hier in Württemberg vorzuarbeiten. Da sind die Personen zu informieren, die für die Bildung und die Theologie in unserer Kirche verantwortlich sind. Mit ihnen zusammen muss überlegt werden, wer an einen Run-

den Tisch gehört und welche Wege sich eigenen, um für Kurse zum Glauben zu werben. Wir werden Schulungen für Haupt- und Ehrenamtliche planen und Veranstaltungen planen, die auf das Thema „Erwachsen glauben“ aufmerksam machen. Es gilt zu planen, wie das Kursangebot den Gemeinden schmackhaft gemacht werden kann und vor allem wo es Kurse in den Ortsgemeinden und wo sie in Distrikten eingerichtet werden, weil die Kraft der einzelnen Gemeinden zu klein ist². Ich selbst bin gespannt, was sich aus dem einen Leuchtfener entwickeln wird. Dass es an vielem anknüpfen kann, was schon bedacht wurde und getan wird, stärkt seine Leuchtkraft. Und doch braucht es noch viel Unterstützung, offene Türen und die Flügel begleitender Gebete.



¹ Kirche der Freiheit – Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert, Hannover 2006, S. 78f

² Wenn Sie sich auf dem Laufenden halten wollen, dann verweise ich Sie zunächst an die Homepage der Arbeitsgemeinschaft missionarischer Dienste www.a-m-d.de/glaubenskurse/bildungsinitiative oder an www.wachsendekirche.de.

Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf den Vortrag von Bischof Wolfgang Huber gehalten beim Zukunftskongress der EKD vom 22. bis 24. 9. 2009 in Kassel. Nachzulesen unter www.ekd.de/Publikationen-Vorträge-Huber

Maria Hermann

Die Wehmutter

Der Tag begann sehr früh für Elisabeth, Bethlehems Wehmutter. Sie war am Abend zuvor Elieser, dem Hirten begegnet. Er war von Bethlehems Fluren heimgeehrt, um nach seiner Frau Sara zu schauen. Sie erwartete ihr fünftes Kind, ein spätgeborenes, einen Nachkömmling.

In der letzten Zeit hatten sie es schwer miteinander gehabt. Wo war nur die flinke Sara geblieben, die das Haus in Ordnung hielt, die die vier Großen liebevoll und gut erzog? Mit einem Lächeln stand sie unter der Tür seiner Hütte, wenn er nach Wochen harter Arbeit heimkam. Ihr Lächeln war für ihn wie der erste Strahl der Sonne, wenn sie den neuen Tag begrüßt. Seitdem sich das Kind in ihrem Leib rührte, fand er sie auf der Matte liegend, in sich versunken. Kaum, dass sie ein Schalom murmelte, wenn er in die Hütte trat. Er wusste nicht, ob sie sich auf das Kind freute. Ihr waren doch seither die Kinder nie zuviel gewesen. Immer hatte sie sich noch um fremde Kinder angenommen, wenn sie es für nötig fand. Aber seit Monaten blieben die Kinder weg. Auch sie spürten, dass Sara nicht mehr die Alte war.

Er musste zugeben, er selber war in letzter Zeit oft hart zu ihr gewesen. Er hatte sie gescholten. Ja, ein paar Mal hatte er sie sogar geschlagen. Es tat ihm hinterher leid. Sara sah ihn aus traurigen und fremden Augen an, schwieg und verkroch sich noch tiefer in sich selbst. Sie schwieg, wenn er ihr Vorwürfe machte, weil sie das



Haus vernachlässigte. Sie schwieg, als er begann, vor den Kindern unschön über sie zu reden. Manchmal hatte er den Eindruck: sie ist ganz weit weg. Ihre Seele war unerreichbar geworden für ihn. In den Nächten, in denen er bei den Tieren wachte, begann er mit den Tieren zu reden. Wenn sie sich an ihn drängten, dann erlebte er die Wärme, die er sonst so sehr vermisste. Das tat wohl und weh zugleich.

Manchmal, wenn die Traurigkeit ihn mit aller Macht überfiel, dachte er: wenn erst das Kind da ist! - Nun war es so weit. Das Kind würde kommen! Ihr fünftes Kind: Er hätte ihm gern selbst auf die Welt gehol-

fen. Geburten waren ihm vertraut. Aber Elieser war nicht sicher, ob seine Frau wollte, dass er ihr half, wenn das Kind kam. Darum hatte er Elisabeth gebeten, sich bereit zu halten.

Sie war früh erwacht nach einem unruhigen Schlaf. In der letzten Zeit war ihr Sara manchmal begegnet. Ihr fiel der schleppende Gang auf, das glanzlose Haar, die verschleierte Augen, das nachlässig übergeworfene Gewand. Aber Sara war ihr ausgewichen, als fürchte sie sich vor Fragen oder vor Blicken. „Es geht ihr nicht gut!“ hatte Elisabeth gedacht. Seltsam, Sonst war Sara immer förmlich aufgeblüht, wenn sie guter Hoffnung war. Ihre Kinder hielten sie jung und lebendig. Dieses kommende schien an ihrer Kraft zu zehren.

Mitten in ihre Gedanken hinein rief eine Kinderstimme nach ihr. „Ja, ich komme ja schon“, gab sie zur Antwort. Sara lag stöhnend auf der Matte. Die Wehen kamen alle paar Minuten. Lang würde es nicht mehr dauern. Unter dem Wasserkessel prasselte das Feuer. Tücher lagen bereit. Saras Atem ging keuchend. Ihre Stirn war nass. Ihre Wangen glühten. Elisabeth kniete sich neben sie. Sie wischte ihr den Schweiß von der Stirn und legte dann ihre Hand auf den gewölbten Leib. „Sara“, sagte sie, „ich bin da. Atme ruhig. Ganz ruhig.“

In diesem Augenblick zerriss ein lauter Schrei den Raum. Saras Schrei. Und da war auch schon das Kind. Blau, leblos lag es zwischen den Schenkeln seiner Mutter. Die Nabelschnur dreimal um den Hals gewickelt. Es schrie nicht. Es gab keinen Laut. Blitzschnell durchtrennte Elisabeth

die Nabelschnur. Kein Leben kam in das Neugeborene. Elisabeth griff nach dem Wasserkrug. Kalt platschte das Wasser auf den kleinen Körper. Kein Zucken. Kein Schrei. Saras Kind war tot. Behutsam legte Elisabeth den kleinen Knaben auf die Erde und wandte sich der Mutter zu.

Mit weit aufgerissenen Augen sah Sara Elisabeth direkt ins Gesicht. „Was ist mit meinem Kind?“ fragte sie. „Nein“, schrie sie auf, du musst mir nichts sagen. Es hat nicht leben sollen. - So ist es doch. O Gott! Wird Elieser mich jetzt verlassen? Ich konnte ihm nichts sagen von meiner Angst. Ich hab es doch gespürt. Gewusst habe ich's - die ganze Zeit. Warum konnte ich nicht sterben. Warum mein Kind. Warum? Ich hätte es geliebt. Ja, doch, ich hätte es geliebt. Aber in mir war alles wie tot, seitdem ich dies Kind unter dem Herzen trug. Konnte es darum nicht leben? Bin ich schuld? Sag, bin ich schuld?“ Ein trockenes Schluchzen lief durch ihren Leib.

Elisabeth blieb bei der Erschöpften. Sie kauerte neben ihr. Sie strich zärtlich über ihre Stirn. Sie kümmerte sich um die Nachgeburt. Sie deckte Sara mit einem frischen Laken zu. Sie bat einen Nachbarsbuben, Elieser Bescheid zu sagen. Aber Elieser konnte die Herde nicht verlassen. Auch war er zur Nachtwache bestimmt. Erst am nächsten Morgen konnte er zu seiner Frau eilen, um sie zu trösten. So blieb Elisabeth bei Sara den ganzen Tag über. Sie kochte und wusch und saß bei Sara. Sie hielt ihre Hand und legte ihr tröstend den Arm um die Schultern. Sie saß so bis zum Abend.

Sie wäre auch die Nacht über noch bei Sara geblieben, hätte nicht die Wirtin zu ihr geschickt. Ein junges Weib sei vor ihrer Tür gestanden am Abend. Eine, deren Stunde nahe sei. Sie habe ihr im Stall am Dorfrand Quartier angeboten. Ihr Haus sei voll. Es sei sicher gut, wenn Elisabeth nach ihr schaue. Eine erste Geburt. Sie wisse ja selbst- da könne es Schwierigkeiten geben. – „Was geht mich diese fremde Frau an?“ dachte Elisabeth im ersten Augenblick. „Hier ist heute mein Platz.“ Aber Sara sagte: „Geh. Die Fremde braucht dich jetzt, sag ihr, ich wünsche ihr Glück. Ein gesundes Kind wünsche ich ihr.“

Als Elisabeth Minuten später in die Höhle trat, die dem Wirt als Stall diente, war das Kind schon da. Sie hörte beim Eintreten den hellen Schrei. Elisabeth trat schnell näher. Was sie da sah, nahm sie so gefangen, dass sie zunächst nur Augen für das Kind hatte. Um dieses Kind war ein kaum beschreibbarer Glanz. „Als käme es aus einer anderen Welt“, dachte Elisabeth. Eine seltsame Scheu ergriff sie. Dann öffnete das Kind die Augen. Ein Schatten huschte über das kleine Gesicht. Es verzog sich wie in tiefem Schmerz. So, als spürte dieses Kind die Trauer und den Schmerz, in die Elisabeth eingehüllt war. Es zog diesen Schmerz auf sich. Aufatmend wandte sich Elisabeth der jungen Mutter zu. Während sie mit geübter Hand das Stroh zu einem bequemeren Lager zu-rechtschüttete und der jungen Mutter half, tat der Mann Bescheid. „Aus Nazareth stammen wir. Zimmermann bin ich, Josef mit Namen. Maria und ich sind hier auf Kaisers Geheiß. Unser Kind soll Jesus heißen.“ „Ein verheißungsvoller Name“,

sagte Elisabeth. „Gott hilft. O ja, Gottes Hilfe haben wir nötig. Wir alle. Aber euer Kind trägt seinen Namen zu Recht. Unser-eins spürt das.“

In diesem Augenblick hörte man draußen schwere Schritte und Stimmen von Männern. „Hier muss es sein“, sagten sie. Schon trat der erste gebückt ein. Es war Elieser. Elisabeth erkannte ihn im flackernden Licht der Öllampe. Elieser kniete sich nieder bei dem Kind. Ein Schluchzen erschütterte seinen ganzen Körper. Neben ihm drängten sich die Hirten von Bethlehem Flur. Zögernd legte der jüngste seine Hand auf Eliesers Schulter. Da schob sich noch eine Gestalt durch die Tür. Es war Sara. Sie drängte sich an den anderen vorbei und kniete neben Elieser nieder. Sie sah ihn nicht an. Sie hatte nur Augen für das Kind. Das hob seine Arme und streckte sie Elieser und Sara entgegen. Seine kleine Gestalt nahm die Form eines Kreuzes an. Da wandte sich Sara ihrem Mann zu. Er umschlang sie mit seinen Armen. In diesem Augenblick löste sich etwas in ihr. Sie konnte endlich weinen. Nach einer Weile erhoben sich die beiden und gingen zusammen weg. Auch Elisabeth trat aus der Tür und sah den beiden nach.

*Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus:
Maria Hermann, Und das Stroh leuchtete,
Diakonie-Verlag Reutlingen, 1996*



B U C H B E S P R E C H U N G

Heinzpeter Hempelmann:
„Wir haben den Horizont weggewischt“.
Die Herausforderung: Postmoderner Wahrheitsverlust und christliches Wahrheitszeugnis
Brockhaus-Verlag, Witten 2008, 411 Seiten

„Wir haben den Horizont weggewischt“ lautet der Titel des 1. Teilbandes eines vierbändigen Werkes „Wie die wahre Welt zur Fabel wurde“, in dem sich der Verfasser mit dem christlichen Wahrheitszeugnis angesichts des postmodernen Wahrheitsverlustes beschäftigt.

Eine so umfassende Auseinandersetzung mit zeitgenössischem Denken wurde meines Wissens seit Karl Heims sechsbändigem Werk „Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart“ nicht mehr vorgelegt. Die Titelformulierungen des Gesamtwerks und der geplanten Einzelbände „Wir haben den Horizont weggewischt“ (2008), „Stürzen wir nicht fortwährend? Rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten?“ (2009); „Laternen am Vormittage“ (2010) und „Was sind denn diese Kirchen noch?“ (2006) sind Zitate aus dem Werk Friedrich Nietzsches, an dessen philosophisches Denken der Verfasser kritisch anknüpft, weil er in Nietzsche den Propheten des postmodernen Denkens sieht, der die wesentlichen Grundzüge dessen, was uns heute als nachchristliche, säkulare, postmoderne Lebenswelt begegnet, bereits vorhergesehen und als Herausforderungen formuliert hat. Er stellt sich den Herausforderungen in der Überzeugung, dass die

theologische Auseinandersetzung mit postmoderner Philosophie nicht in defensiver Apologetik aufgehen darf, sondern dazu anleiten muss, den eigenen Glauben besser und tiefer zu verstehen.

Heinzpeter Hempelmann entfaltet das Dilemma des Missionsbegriffes und des ihm innewohnenden Wahrheitsanspruchs angesichts des postmodernen Denkens. In der philosophisch begriffenen Postmoderne sind an die Stelle der großen Wahrheit im Singular die vielen kleinen Wahrheiten im Plural getreten. An die Stelle der Wahrheit tritt Toleranz, ein Wahrheitsanspruch wird als fundamentalistisch, politisch inkorrekt und dem Frieden im Wege stehend empfunden. In Nietzsches Ansage vom Tod Gottes im Aphorismus vom tollen Menschen sieht er die Geburtsstunde einer postmodernen Philosophie. Nietzsche propagiert dort als erster das Ende jeder Metaphysik und des sie tragenden Wahrheits- und Vernunftbegriffs. Absolutes kann nicht mehr gedacht werden.

Die Kehrseite wird bereits bei Nietzsche sichtbar: Da mit dem Tod Gottes den Menschen das unendliche Nichts anhaucht, entsteht die Frage, ob mit dem Tod Gottes der Mensch nicht selbst Gott werden muss und damit maßlos überfordert ist, bleibt ihm doch nichts als der Kult der Selbsterlösung. Die Individualität wird zum höchsten Gut und letzten Wert. Es gibt keine übergreifenden Ordnungen mehr, sondern nur noch einen mehr oder minder funktionierenden Interessenausgleich. An die Stelle des Streites um die Wahrheit tritt

die Einsicht, dass es sich um „Wahrheit“ gar nicht zu streiten lohnt. Das Postulat von Wahrheit gilt als Medium eines individuellen „Willens zur Macht“.

An diese von Nietzsche her entwickelte Denkwelt der Postmoderne knüpft der Verfasser an. Er plädiert für ein „schwaches Denken“, das Abschied nimmt von den in der bisherigen Philosophie vorausgesetzten Postulaten: von einem „sogenannten Gottesstandpunkt“.

vom philosophischen Fundamentalismus, der davon ausgeht, dass sich der Mensch erkenntnistheoretisch selbst begründen kann, vom Logozentrismus mit seiner Suche nach einem definierbaren Sinn, vom Sinn, der von Gott in diese Welt eingestiftet angenommen wird, und vor allem von einem starken Denken, das sich mittels der Vernunft des Vorfindlichen zu bemächtigen sucht.

An seine Stelle tritt das „schwache Denken“, das demütig und offen ist und Gewaltverzicht übt. Christliches Denken darf schwach sein, es muss sich nicht selbst konstituieren, sondern erfährt seine Rechtfertigung und Fundamentierung durch den außerhalb von ihm und ihm

zugute bezeugenden Gott. Von daher versucht der Vf. eine Interpretation biblischer Texte, die nicht Lebens- und Wesensäußerung eines Willens zur Macht sein will, sondern die Haltung der Demut einnimmt und den Gott der Liebe zur Sprache bringt. Die „großen Erzählungen“ der Bibel von der Schöpfung, von der Sendung des Sohnes, von der Geschichte des Geistes und von der Wiederkunft Jesu werden so dargestellt, dass darin die Selbst-Depotenzierung Gottes als Ausdruck seiner Liebe erkennbar wird. In dieser Perspektive werden die drei Glaubensartikel durchgegangen. Heinzpeter Hempelmann kommt zum Ergebnis: Gottes Ohn- Macht und Schwachheit in der Welt ist die spezifische Weise seiner Herrschaft und Sinnstiftung. „Schwaches Denken“ erweist sich als eindrückliche Möglichkeit, das biblische Zeugnis neu zu erschließen.

Es bleibt allerdings die Frage, ob damit Aspekte der biblischen Botschaft ausgeblendet bleiben. Wie steht es mit der Erfahrung des verborgenen Gottes? Wird der Gott der Bibel nicht auch als bemächtigend erfahren (Jeremia)?

Werner Schmückle

Adressen der Autoren

Oberkirchenrat Werner Baur, Im Bulziggarten 46, 72116 Mössingen, baur@elk-wue.de

Hartmut Ellinger, Lieschingstraße 12, 70567 Stuttgart, hartmut.ellinger@gmx.de

Rolf Kaschub, Theodor-Heuss-Str. 19, 72813 St. Johann-Würtingen, rolf@familiekaschub.de

Maike Sachs, Kirchbergstraße 37, 72813 St. Johann, Maike@Sachs-Lushnja.de

Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart, Werner.schmueckle@arcor.de

Ulrich Steinestel, Marienstraße 10, 72555 Metzingen, steinestels@gmx.de

Hinweis:

Unter das „Dach“ der Evangelischen Sammlung gehört auch das „**Forum missionarischer Frauen**“. Von diesen wird jährlich ergänzendes Begleitmaterial zum Weltgebetstag veröffentlicht.

Der **Weltgebetstagsgottesdienst** am 5. März 2010 steht unter dem Thema „Alles, was Atem hat, lobe Gott“. Wenn Sie an einer Bibelarbeit (zu Apg 16 und Jes 42) oder einem Predigtvorschlag interessiert sind schauen doch einmal nach unter www.forum-missionarischer-frauen.de oder wenden Sie sich an die Geschäftsstelle.



Schon heute laden wir Sie ein zur Landesversammlung 2010:

am Samstag 24. April 2010
von 9 bis 13 Uhr im
Albrecht-Bengel-Haus,
Tübingen

Prof. Hans-Joachim Eckstein
referiert zum Thema
„Gesunden im Glauben“

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan i.R. Hartmut Ellinger, Lieschingstr. 12, 70567 Stuttgart
Vorsitzende: Pfarrerin Elke Maihöfer, Justinus-Kerner-Str. 2, 72070 Tübingen
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,
E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de

Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle
Redaktionskreis: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,
Renate Klingler, Elke Maihöfer
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 520 604 10) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

Fotos: privat

Druck: St. Johannis Druckerei, Lahr